

五

Am Anfang wird sie an der Universität für eine Putzfrau gehalten: Als Moni Kosinsky, die dreifache Großmutter im Leoparden-Look, sich beherzt zwischen Abiturienten in einen Hörsaal setzt, gibt ihr niemand eine Chance. Besonders skeptisch ist der so hochbegabte wie unempathische Oscar, der als 16-jähriger Überflieger selbst aus der Reihe fällt. Moni ignoriert nicht nur die akademischen Gepflogenheiten, sondern muss sich auch noch die Lernzeit zwischen Jobs und Oma-Pflichten erkämpfen. Doch bald ist die ungewöhnliche Studentin mit ihrer Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft nicht nur aus dem mathematischen Fachbereich, sondern auch aus Oscars Leben nicht mehr wegzudenken. Oscar beginnt zu forschen: Wer ist diese Frau, die sich ausgerechnet für eines der schwierigsten Studienfächer eingeschrieben hat?

ALINA BRONSKY, geboren 1978, lebt in Berlin. Ihr Debütroman *Scherbenpark* wurde zum Bestseller und für das Kino verfilmt. *Baba Dunjas letzte Liebe* wurde für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert und ein großer Publikumserfolg. 2019 und 2021 erschienen ihre Bestseller *Der Zopf meiner Großmutter* und *Barbara stirbt nicht*.

BÜCHERGILDE GUTENBERG

**ALINA
BRONSKY**

PI MAL DAUMEN

ROMAN

DER LAUCH UND DER STIEFEL

Als ich Moni Kosinsky zum ersten Mal sah, hielt ich sie wahlweise für eine Sekretärin oder für eine Kantinenfrau, die sich verlaufen hatte. Ich wunderte mich noch, wie man sich derart verirren konnte: Die Mensa befand sich einen zehnminütigen Fußweg entfernt. Die erste Vorlesung in Analysis hatte vor einer Viertelstunde begonnen, und Moni stand in der Tür, die jämmerlich gequietscht und dadurch alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sie trug einen roten Kunstlederrock und eine tief ausgeschnittene Bluse mit Leopardmuster. Über ihrer Schulter hing eine blaue, knallvolle Ikea-Tasche.

Professor Zschau hielt mitten im Satz inne, die Hand mit der Kreide in der Luft.

»Tschuldigung«, flüsterte Moni durchdringend und raschelte mit ihrer Tüte den Gang entlang. Sie blieb vor mir stehen. »Ist der Sitz hier noch frei, Kleiner? Rückst du ein Stück?«

Ich wurde rot und nickte.

Ich gab ihr nicht die geringste Chance.

Am Anfang des Semesters waren die Vorlesungen noch voll, die Leute mussten auf der Heizung oder auf dem Boden sitzen. Die Hälfte der Professoren hatte osteuropäische Namen. Sie waren besonders gefürchtet, weil sie den Stoff des ersten Uni-Semesters bereits in der neunten Klasse auf ihren spezialisierten Schulen gelernt und wenig Verständnis für das Schnecken tempo in Deutschland hatten.

»Warten Sie ein paar Wochen«, hatte der Studiendekan Professor Orlov bei der Begrüßungsveranstaltung gesagt. »Dann sind wir wieder unter uns. Nach der ersten Woche geht jeder Zweite von Ihnen. Nach vierzehn Tagen bleibt ein Fünftel übrig. Nach der ersten Klausur weinen Sie alle bis auf zwei, drei Leute, die wirklich hierhergehören.«

Ich wusste, dass ich zu den wenigen Bleibenden gehören würde. Ich ließ den Blick über die Köpfe schweifen, um aufgrund des Erscheinungsbildes abzuschätzen, wer wie lange durchhalten würde. Es waren ein paar Ältere dabei, mit gestressten Gesichtern und silbrigem Haaranatz, die Mathelehrer werden wollten. Sie waren unangenehm überrascht davon, dass sie in den ersten Semestern dieselben Veranstaltungen wie richtige Mathematiker besuchen mussten. Nichts interessierte sie weniger als ihr künftiges Fach. Sie wollten einen sicheren Arbeitsplatz und ihre Ruhe.

Von Mister Brown wusste ich, dass sie die Ersten waren, die sich über zu viele Übungsblätter und zu schwierige Klausuren beschwerten würden. Sie würden die Do-

zenten sofort über die Anzahl und das Alter ihrer Kinder unterrichten, auf den Brotjob verweisen, der ihre Großfamilie nur notdürftig ernährte, und nach der ersten Woche versuchen, zu Germanistik oder Sonderpädagogik zu wechseln. Sie kamen mir wie Heiratsschwindler vor: Ich war der Meinung, dass nur Menschen, die es mit der Mathematik ernst meinten, dieses Fach studieren durften.

Moni saß neben mir, nachdem sie ihre Ikea-Tasche in den Gang gestellt hatte. Daraus lugten ein kleiner, bunter Gummistiefel und mehrere Stangen Lauch hervor. Ich konnte ihr Alter nicht schätzen. Ihre ausladende Figur erinnerte mich an unsere Haushälterin Frau Berger, ihre gelben Haare an die alten Puppen meiner Schwester Lou, ihre Kleider an die amerikanischen Pin-up-Plakate aus den Sechzigerjahren, die in unserem Billardzimmer hingen.

Während ich Moni verstohlen musterte, holte sie einen Stift heraus und begann, sich Notizen zu machen. Sie schrieb langsam, konzentriert, mit großen runden Buchstaben. Niemand würde es in diesem Tempo durchhalten. Mathematiker schrieben klein, schnell und unleserlich. Ich trainierte es seit der fünften Klasse.

Sie hatte mich schon in den ersten Minuten so abgelenkt, dass ich kurz vergessen hatte, der Vorlesung zu folgen. Als ich wieder nach vorn schaute, war eine der beiden Tafeln bereits vollgeschrieben und wurde hinter die andere geschoben.

»Mach dir nichts draus, Kleiner«, sagte Moni, als sie meine Panik bemerkte. »Du kannst bei mir abschreiben.«

Ich war es nicht gewohnt, dass fremde Menschen nach dem Erstkontakt weiter mit mir sprachen. Schon meine

erste Reaktion war für mein Gegenüber meist so erschöpfend, dass kein weiterer Bedarf bestand. Nahezu alle Ausnahmen von dieser Regel erwiesen sich als Freaks. Monis wiederholter Redebedarf versetzte mich daher in Alarmbereitschaft.

Ich musste sie ganz schnell abschütteln. Sie hatte von nichts eine Ahnung. Zwar hatte sie einen handgeschriebenen und gefalteten Stundenplan dabei, der auf den ersten Blick auf dem Vorlesungsverzeichnis aus dem Vorjahr aufbaute. Dafür besaß sie nicht den blassesten Schimmer, wo die Mensa und wo die Bib waren und wie man sich für anwesenheitspflichtige Tutorien anmeldete. Ich fragte mich, wie sie es geschafft hatte, sich überhaupt zu immatrikulieren. Ihrem Smartphone-Modell nach zu urteilen musste sie noch älter sein, als ich gedacht hatte.

»Dreiundfünfzig«, sagte sie, obwohl ich sie gezielt *nicht* gefragt hatte. »Ich bin dreiundfünfzig. Guck nicht so schockiert. Und du, du siehst aus wie vierzehn.«

Das hörte ich nicht zum ersten Mal. »Ich werde bald siebzehn.«

»Ach du Schreck. Was machst du dann schon hier?«

»Früh eingeschult und eine Klasse übersprungen.«

»Wow«, sagte sie. »Wie konnten dich deine Eltern in die schlimme Großstadt ziehen lassen?«

»Es blieb ihnen nichts anders übrig.«

»Du bist ein ganz Schlauer, ja?«

»Ja«, sagte ich.

In Monis grünen Augen lag etwas, das wie eine Mischung aus Trauer und Mitgefühl aussah. »Dann bleib mal schön in meiner Nähe. Ich bin allerdings nicht so schlau. Mein Vater hat immer gesagt, wenn man den

Durchschnitt aus den IQs seiner beiden Kinder bildet, kommt ein normaler Mensch heraus.«

Ich hatte noch nie gehört, dass jemand sich bereitwillig als dumm bezeichnete. Vor lauter Verblüffung (und vermutlich unbewusst geprägt durch die karitative Tätigkeit meiner Familie) bot ich Moni an, ihr die Mensa, die Bib und das elektronische Campus-System zu zeigen.

»Was wäre ich nur ohne dich«, sagte sie.

Was für eine Verschwendung von Steuergeldern, dachte ich, als ich sie zu einem Automaten führte, aus dem sie die kleine Plastikkarte holen und wo sie diese auch aufladen konnte. »Damit können Sie Bahn fahren, sich als Studierende ausweisen und in der Mensa bezahlen.«

Sie trug die Karte ehrfürchtig auf der Handfläche wie einen Schmetterling, bis wir am Kaffeeautomaten standen. »Ich lad dich ein, Kleiner. Was willst du trinken? Ein Glas Milch?«

Ich winkte ab. »Sie müssen mir nichts ausgeben.«

»Lass mich doch. Zum Dank. Ohne dich wäre ich verloren.«

Weil sie recht hatte, erlaubte ich ihr, meinen Kamillentees zu bezahlen. Sie selbst drückte einen Knopf auf der Kaffeemaschine und balancierte einen Cappuccino auf einem Tablett zu einem Tisch am Fenster. Ich setzte mich neben sie, ernüchtert von der Bilanz: Ich hatte hier bislang keinen einzigen normalen Menschen kennengelernt.

»Ich fass es nicht.« Moni leckte den Milchschaum vom Löffel. »Ich trinke einfach so Cappuccino in der Uni-Mensa. Wie klingt das?«

»Absurd«, sagte ich höflich. Und dann dachte ich: Was soll's? Ich war schließlich nicht hierhergekommen, um

Freundschaften zu schließen. Ich wollte meinen Bachelor unter der Regelstudienzeit machen – fünf Semester¹ sollten reichen. Für den Master wollte ich ins europäische Ausland, für die Promotion in die USA.

Mister Brown hatte mir gesagt, dass Mathematik ein Mannschaftssport sei. Ich solle eine Lerngruppe finden, gemeinsam die wöchentlichen Übungszettel lösen, alles ausdiskutieren. Allein könne hier niemand bestehen. Aber ich war sicher, dass er sich zumindest darin irrte. Bislang hatte ich immer alles allein geschafft und war damit am weitesten gekommen. Hätte der geniale Andrew Wiles den Großen Satz von Fermat jemals lösen können, wenn er seine Teilergebnisse anderen geschenkt hätte? Hätte der geniale Autodidakt Srinivasa Ramanujan das Wort *Teamarbeit* buchstabieren können?

»In Analysis und linearer Algebra müssen wir unsere Lösungen in Zweiergruppen abgeben«, sagte ich. Eine Forderung, die mich bekümmerte, seit ich in der Orientierungswoche davon gehört hatte. Ich hatte extra die Hand gehoben, um zu fragen, ob ich auch allein abgeben dürfe.

»Trauen Sie sich ruhig, andere Menschen kennenzulernen«, hatte der Studiendekan Orlov geantwortet.

»Sie können mich nicht zwingen.«

Er hatte wie ein Bösewicht aus einem James-Bond-Film gelächelt. »Wenn Sie bestehen wollen, schon.«

»Wir können eine Zweiergruppe bilden«, sagte ich daher zu Moni.

Ich sparte mir die Frage, ob sie vielleicht bereits einen

¹ Dabei galt schon die Regelstudienzeit als kaum machbar: Bei den Klausuren fielen zwischen fünfzig und siebzig Prozent der Teilnehmer durch.

anderen Partner hatte. Es war klar, dass niemand etwas mit ihr zu tun haben wollte.

Sie strich sich eine gelbblonde Locke aus dem Gesicht. »Ich will dich doch nicht runterziehen. Such dir lieber jemanden, der gut ist.«

»Gut bin ich selber«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich überhaupt für das Studium haben werde. Meine Tochter hat drei Kinder, und Keanu zahnt gerade.«

»Ihr Meerschweinchen?«, fragte ich höflich.

»Mein Enkel.« Sie lächelte. »Das ist der jüngste. Püppi schläft kaum, und ich helfe ihr immer. Püppi ist meine Tochter. Keanu ist der Enkel.«

»Ich kann die Aufgaben notfalls auch allein lösen«, sagte ich schnell, bevor sie noch auf die Idee kam, Fotos zu zeigen. »Machen Sie sich keinen Kopf. Ich schreibe einfach nur Ihren Namen auf das Blatt, weil wir eine Zweiergruppe bilden müssen. Sie kriegen die benötigten Punkte quasi umsonst von mir geschenkt.«

»Ich will dich nicht ausnutzen.«

»Ich arbeite sowieso am liebsten allein.«

»Sobald ich Zeit habe, mache ich zum Ausgleich mehr«, versprach sie, als ob sie mich nicht verstanden hätte. Und als ob sie mehr als zwei Wochen an der Universität sein würde. »Abgemacht? Ich geb dir meine Nummer.«

So war Moni Kosinsky der erste Telefonkontakt, den ich während meines Studiums einspeicherte. Nach minutenlangem Herumfuchteln hatte auch sie mich ihrem Adressbuch hinzugefügt.

»Oscar«, sagte ich, als sie die Nummer eingetippt hatte und mich fragend ansah.

»Und weiter?«

»Oscar Maria Wilhelm Graf von Ebersdorff.« Ich buchstabierte.

»Hilfe«, sagte Moni. »Ist es okay, wenn ich keinen Knicks mache?«

MITTWOCH MAL MITTWOCH

Ich hatte bereits in der Grundschule angefangen, mich auf das Studium der Mathematik vorzubereiten. Mister Brown hatte mich zwar vorgewarnt, dass ich nichts, was es in der Schule zu lernen gab, an der Uni brauchen würde. Nicht das Einmaleins, nicht die binomischen Formeln, nicht die p-q-Formel, von stumpfsinnigen Freunden des Auswendiglernens auch Mitternachtsformel² genannt. Alles, was man brauche, müsse man neu lernen, hatte Mister Brown gesagt. Man müsse bereit sein, seinen Kopf neu zu formatieren. Im Mathestudium mit Schulwissen anzukommen war, als wollte man mit einer Sandkastenschaufel versuchen, einen See auszugraben. Man begriff, dass man in all den Schuljahren um das richtige Werkzeug betrogen worden war, und wollte am liebsten die Schule abfackeln.

Ich war also vorgewarnt. Trotzdem hatte ich meine Sandkastenschaufel ebenso dabei wie meinen programmierbaren Taschenrechner, das Geodreieck, den Zirkel

2 weil man sie angeblich im Schlaf können musste

und die Formelsammlung. Es konnte nicht schaden. Außerdem war mir alles präsent, was ich jemals im Mathematik-Unterricht, im Mathematik-Plus-Unterricht, in der Schüler-Sommeruni sowie in meinen eigenen Studien gelernt hatte. Ich ahnte, dass ich damit zu den Ausnahmen gehören würde. Es sollte sich herausstellen, dass ich das staatliche Bildungssystem dabei immer noch um Längen überschätzt hatte.

Nach einer Woche hatte ich immer noch mit niemandem aus meinem Studiengang gesprochen. Moni zählte nicht, ich betrachtete sie als Element null. Ich hatte in Analysis zweimal die Hand gehoben, als Professor Zschau eine extrem einfache Verständnisfrage zu den Inhalten der Vorlesung gestellt hatte. Außer meiner Hand waren noch zwei weitere in die Höhe gegangen.

Einige Tage war Moni nirgends zu sehen. Bald fragte ich mich, ob ich sie mir nur eingebildet hatte. Wie gut, dass ich meinen Eltern noch nichts von ihr erzählt hatte.

In der zweiten Woche war Moni wieder da. »Bist bisschen blass um die Nase. Was habe ich verpasst, Kleiner?«

»Nichts«, sagte ich, aufs Neue überrascht von ihrer chaotischen Erscheinung. Zwar hatte ich ihren Namen wie vereinbart auf die Abgabezettel der wöchentlichen Übungszettel geschrieben, aber nicht mehr mit ihr gerechnet.

»Ich hab mich zuerst zum Falschen gesetzt«, flüsterte sie. »Außer dir haben noch zwei andere blaue Haare.«

»Der eine hat einen Grünstich und der zweite eine Art rosa Rand«, sagte ich gekränkt. »Vielleicht sollten Sie Ihr Sehvermögen kontrollieren lassen?«

Monis Tasche vibrierte. Sie angelte ihr Handy heraus und drückte es ans Ohr. »Püppi? Was ist los, Kleines?«

Mehrere Leute kicherten.

Professor Newman betrat den Raum. Obwohl der Oktober ziemlich kühl war, trug er kurze Hosen und Sandalen ohne Socken. Am linken Ohrläppchen baumelte eine lange Kette, die aussah, als hätte sie ein Kleinkind aus Büroklammern gebastelt.

»Püppi, Süße, ich bin bei der Arbeit«, flüsterte Moni neben mir. »Ich kann jetzt nicht sprechen. Der Prof..., äh, der Chef ist gerade reingekommen. Ich melde mich.« Sie schickte Kusslaute durch den Lautsprecher, versenkte das Handy in der Tasche und drehte sich wieder zur Tafel. »Dass der nicht friert?«, murmelte sie.

Wahrscheinlich war das hier eine besonders raffinierte Art des Sozialbetrugs. Sie schlich sich in den Hörsaal und tat gegenüber anderen so, als würde sie in Wirklichkeit arbeiten. Vielleicht musste sie sich einfach irgendwo aufwärmen. Ich musste nicht alles verstehen, es war schließlich keine Matheaufgabe. Mathe musste ich dagegen verstehen, sonst war ich nicht ich selbst. Gerade zum Beispiel verstand ich nur Bahnhof, wenn ich zur Tafel blickte. Das machte mich wütend.

An mir konnte es nicht liegen. Die Vorlesung *Mathematik im Zusammenhang* war eine wirre Mischung aus Geometrie, Gruppentheorie und historischen Anekdoten. Sie hatte keinen richtigen Anfang und keine erkennbare Struktur. Ich hasste so etwas.

Ich schielte zu Moni. Sie hörte dem Professor mit offenem Mund zu. Ich sah zurück zur Tafel. Newman fragte gerade, was Mittwoch multipliziert mit Mittwoch ergeben würde. Moni hob die Hand. »Dienstag«, sagte sie. Das Gelächter erstarb, als der Professor nickte.

Ich schaute auf Monis Blatt. Sie hatte eine Art Multiplikationstabelle aus Wochentagen aufgemalt. Was pasierte da? In welchen Schwachsinn war ich hineingeraten? Moni schubste mich an. »Guck, wie lustig. Man kann aus allem einen Zahlenkörper machen und damit herumrechnen. Das ist wie Zauberei.«

Mir wurde übel.

»Ich muss mal aufs Klo«, sagte ich. Als Moni mit ihrem ganzen Hab und Gut unter Geraschel und entschuldigendem Murmeln aufstand, um mich rauszulassen, griff die Aufmerksamkeit des Hörsaals mit ihren Tentakeln nach mir. Es war nicht die Aufmerksamkeit, die ich mir gewünscht und auf die ich mich mein bisheriges Leben lang vorbereitet hatte. Ich stolperte hinaus.

Im Vorraum befanden sich einige Tische und Stühle, daneben ein Kaffeeautomat und eine Art Apothekenschrank mit Schließfächern der Tutoren. Hier sollten wöchentlich unsere Hausaufgaben eingeworfen werden, als wäre das Internet noch nicht erfunden worden. Zum Glück war der Raum gerade leer. Zur späteren Stunde saßen hier oft blasse Gestalten, mal die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, mal mit verkehrt herum angezogenem Pullover. Sie hatten die Finger im Haar vergraben und starrten ein Blatt Papier an, manchmal hackten sie auch auf eine Laptop-tastatur ein.

Ich lehnte mich gegen die Wand und rutschte langsam an ihr hinunter. Mein Herz klopfte im Hals, und die Luft sperrte sich dagegen, in meine Lungen eingezogen zu werden.

Die Tür quietschte erneut. Ich starrte auf den Fußbo-

den, auf den jemand einen Zigarettenfilter geworfen hatte. Daneben zuckte eine Staubfluse im Durchzug. Wurde hier nicht regelmäßig geputzt? Wie sollte ich hier jemals lernen?

Jemand klackerte auf mich zu, und ein Stöckelschuh schob sich in mein Blickfeld.

»Was ist los? Bauchweh?«

Statt des Sauerstoffs hatte ich jetzt Monis Parfumwolke in der Nase, die einen biochemischen Anschlag auf meinen olfaktorischen Kortex verübte. Ich schüttelte den Kopf, um mich aus der imaginären Fliederhecke zu befreien, und duckte mich unter Monis Hand weg. Ich war schließlich kein Pudel, dem jedermann über den Kopf streicheln durfte.

»Steh mal auf, Kleiner. Setz dich mal schön auf den Stuhl.«

Irgendwie schaffte sie es, mir aufzuhelfen, praktisch ohne mich zu berühren. Sie beugte sich über mich und fühlte mit einer flüchtigen Bewegung meine Stirn.

»Ich bin okay.« Ich schob sie mit dem Ellbogen von mir.

»Hast du heute überhaupt gefrühstückt?«

Ich zuckte mit den Schultern. So aufdringlich war nicht einmal unsere Kinderfrau gewesen.

Moni klackerte einige Schritte auf ihren Schuhen davon, raschelte und klimperte. Der Automat brummte, und nun roch ich minderwertigen Kaffee, spürte den Plastikrand des Einwegbechers an meinen Lippen. Ich nahm große Schlucke, die gleichzeitig fade und bitter waren. Moni packte in der Zwischenzeit eine riesige Brotdose aus, Salami zwischen zwei Toastscheiben, Tierkekse in einem Extrafach, eine Handvoll Trauben und Apfelschnitze.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

© 2024, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2025

Schrift: Cochin und Franchise
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Herstellung: Nicole Duplois, Frankfurt am Main
Einbandmaterial: Surbalin perleffekt
von peyer graphic gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7626-4

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de